

ECKHARD NORDHOFEN (HG.)

Tridentinische Messe – ein Streitfall



Qui pridie quam pateretur, accepit panem in sanctas ac venerabiles manus suas : & elevatis oculis in cœlum : ad te Deum Patrem suum omnipotentem : tibi gratias agens, bene **✠** dixit, fregit, deditque discipulis suis, dicens : Accipite, & manducate ex hoc omnes.

Hoc est enim Corpus meum.

Simili modo postquam coenatum est, accipiens & hunc præclarum Calicem in sanctas ac venerabiles manus suas : item tibi gratias agens, bene **✠** dixit, deditque discipulis suis, dicens : Accipite & bibite ex eo omnes.

Hic est enim calix Sanguinis mei, novi & æterni testamenti : mysterium fidei : qui pro vobis & pro multis effundetur in remissionem peccatorum.

Hæc quotiescunque feceritis, in mei memoriam facietis.

ECKHARD NORDHOFEN (HG)

Tridentinische Messe – ein Streitfall



ER

Eckhard Nordhofen (Hg.)
Tridentinische Messe: ein Streitfall

Tridentinische Messe: ein Streitfall

Reaktionen auf das Motu proprio
„Summorum Pontificum“ Benedikts
XVI.

Arnold Angenendt, Daniel Deckers,
Albert Gerhards, Martin Mosebach
und Robert Spaemann im Gespräch

**Herausgegeben
von Eckhard Nordhofen**

Butzon & Bercker

Quellennachweis

S. 108 folgende:

Papst Benedikt XVI., Apostolisches Schreiben Summorum Pontificum. Brief des Heiligen Vaters an die Bischöfe anlässlich der Publikation.

© Copyright 2007 Libreria Editrice Vaticana. Deutsche Übersetzung: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 178. Herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2007.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Das Gesamtprogramm von Butzon & Bercker finden Sie im Internet unter www.bube.de

ISBN 978-3-7666-1241-0

E-BOOK ISBN 978-3-7666-4109-0

EPUB ISBN 978-3-7666-4110-6

© 2008 Verlag Butzon & Bercker, 47623 Kevelaer, Deutschland

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagabbildung: Bernhard Carolus, Heidelberg

Umschlaggestaltung: Christoph Kemkes, Geldern
Satz: Aalex Druck GmbH, Burgwedel

Inhalt

[Einleitung: How to do things without words.](#)

[Das Missverständnis der Formlosigkeit](#)

[Motu proprio „Summorum Pontificum“](#)

[Dokumentation der Podiumsdiskussion über eine
Intervention Benedikts XVI.](#)

[Brief des Heiligen Vaters an die Bischöfe
anlässlich der Publikation des Motu proprio „Summorum
Pontificum“](#)

[Benedictus PP. XVI:](#)

[Litterae Apostolicae Motu proprio datae „Summorum
Pontificum“](#)

[Papst Benedikt XVI.:](#)

[Apostolisches Schreiben Motu proprio „Summorum
Pontificum“](#)

[Glossar zum Motu proprio „Summorum Pontificum“ vom 7.
Juli 2007](#)

[und zum Begleitbrief von Papst Benedikt XVI. an die Bischöfe](#)

[Angaben zu den genannten Päpsten](#)

[Autorenverzeichnis](#)

Einleitung: How to do things without words. Das Missverständnis der Formlosigkeit

Zweiundsiebzig Stunden nach der Veröffentlichung des Motu proprio „Summorum Pontificum“, mit dem Benedikt XVI. die alte Messe rehabilitierte, waren im neuen „Haus am Dom“ zu Frankfurt am Main fünf Herren beisammen, um vor einem summend erregten Publikum, das der Saal kaum fassen konnte, eine bemerkenswerte Debatte zu führen: Albert Gerhards, Berater der Bischofskonferenz, führender Liturgiewissenschaftler der Bonner katholisch-theologischen Fakultät, Arnold Angenendt, furios-temperamentvoller Emeritus, Kirchen- und Liturgiehistoriker aus Münster, Daniel Deckers als nicht ganz unparteiischer Moderator, Robert Spaemann, eine filigrane Erscheinung, als Philosoph ein Kopf der Republik, bekenntnistarker Katholik, außerhalb des kirchlichen Juste Milieus womöglich höher geschätzt als innerhalb, und schließlich der mit dem Georg-Büchner-Preis 2007 frisch ausgezeichnete Frankfurter Schriftsteller Martin Mosebach.

Keiner von ihnen war ein neutraler Beobachter. Alle waren sie persönlich verwickelt und hielten das auch nicht geheim.

Ein Buch hatte für umspringenden Wind gesorgt. Was für eine Wirkungsgeschichte! Martin Mosebachs „Häresie der Formlosigkeit“ wird einst im imaginären Museum der Bücherschicksale einen sehr besonderen Platz einnehmen.

Das Buch verherrlicht das älteste Institut der ältesten fortbestehenden Institution der Welt, die Messe der katholischen Kirche. In der Klage über ihre Deformation verklärt es ihre alte Form. Die Klage war erfolgreich. „How to do things with words“ – das Buch war ein Eingriff.

Auch ein ungläubiger Kulturhistoriker steht vor dem singulären Phänomen, dass da eine Traditionslinie ununterbrochen sich über nahezu 2000 Jahre durchziehen lässt. „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ (Lk 22,19), so hatte der Auftrag Jesu an die Zwölf bei jenem „letzten Abendmahl“ gelautet, das seinerseits ein Gedächtnismahl war. Jede jüdische Hausgemeinschaft beging und begeht bis heute dieses Ritual am Pessach-Fest zur Erinnerung an die Befreiung der Kinder Israels aus dem Sklavenhaus Ägypten.

Wer gedenkt, kämpft gegen die Zeit. Ihm kommt es auf Bewahrung an. Aber könnte es nicht sein, dass diese längste aller Gedächtnisspuren nur deswegen gezogen werden konnte, weil die Christenheit „Tancredis Rezept“ befolgte? In Tomasi di Lampedusas großem Roman „Der Leopard“ ist es Tancredi, der tatkräftig wendige Neffe des Titelhelden, der die sichere Witterung für das Aggiornamento hatte, das in der nationalistischen Luft des 19. Jahrhunderts lag. Das Aggiornamento bestand damals im Risorgimento, Garibaldis Einigung Italiens. Tancredi bringt seine Erkenntnis mit dem berühmten Satz auf den Punkt: „Wenn wir wollen, dass alles bleibt, wie es ist, dann ist nötig, dass alles sich verändert.“

Den Wandel wird kein Historiker bestaunen, ihn zu registrieren, vielleicht zu erklären, ist sein Geschäft. Der

Wandel ist das Normale. „Keinem bleibt seine Gestalt!“ Das wusste nicht erst Ovid, der ihn in seinen „Metamorphosen“ durch poetische Verklärung erträglich machte. Alle wissen es schon immer. Der Wandel ist wie ein Grundrauschen, der leise, manchmal laute Lärm, mit dem die Zeit verstreicht. Je mehr er in der Moderne anschwillt, desto kostbarer wird der Gedanke, es könne etwas geben, das ihm nicht unterworfen ist.

Staunenswert wäre in der Tat das Unwandelbare, die Persistenz, die nicht von den Taten der Zeit besiegt werden kann, die garantierte Kontinuität. Stille. Ausnahme zwischen dem Bocksgesang. Im Falle der katholischen Kirche ist sie ein Glaubensartikel. Von seiner Kirche glaubt der gläubige Katholik, dass sie zwar zur Pilgerschaft durch die Zeiten bestimmt ist, *per omnia saecula saeculorum*, dass sie in ihrem tiefsten Wesen aber über ihnen steht. Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.

Wie kann die Substanz, die bei allem Wandel die Identität dieser Kirche ausmacht, zum Ausdruck gebracht werden? Im Katholizismus bleibt es nicht beim doktrinalen Wort. Sobald sie in die Nähe des Zentrums geraten, werden Gedanken inkarniert, das heißt, sie erhalten einen Leib, nehmen Gestalt und Formen an, die über den diskursiven Verbalismus hinausgehen.

Betrachten wir etwa die Kontinuität. Zunächst ist sie ein Gedanke, dann ein Begriff, der sich in Lehrsätzen formulieren lässt, ihre verbale Präsenz wäre insoweit gesichert. Wie aber kann Kontinuität sinnfällig werden,

sodass sie körperlich erlebbar wird? Die inkarnatorische Antwort heißt: Sukzession. In einer ununterbrochen leitfähigen Stromverbindung von Handauflegungen und Weihen werden die Bischöfe zu Nachfolgern der Apostel gemacht. Wieder verlängert sich die Gedächtnisspur zurück ins alte Israel: Zwölf hatten es sein müssen, denn Israel, alias Jakob, hatte zwölf Söhne, die zu Stammvätern des Bundesvolks wurden. Von den Bischöfen empfangen wiederum die Priester ihre Weihen. Sie sind die Einzigen, die im Auftrag des Bischofs „in persona Christi“ sein Opfer feiern, den Tod am Kreuz und seine Auferstehung. Sie legen ihre Individualität beiseite und machen sich zur Figurine der zentralen Figur, des Christus, der nicht tot ist, sondern der Herr der Zeit.

Der Glutkern der Messe ist nicht von dieser Welt, in ihm kommt die Zeitstruktur der Kirche lesbar und erlebbar zum Vorschein. Er unterstellt – nein, er bewirkt – die Suspension der Zeit.

Für Immanuel Kant ist die Zeit ein Apriori, „reine Anschauungsform“, eine Koordinate unserer Realität, die nicht hintergangen werden kann, jedenfalls nicht in der Anschauung, sei sie nun aktuell oder imaginiert. Ob wir wollen oder nicht, sie begleitet alle unsere Vorstellungen. Der menschliche Verstand aber hat die einzigartige Kraft, sie zu negieren. Er kann Zeit wegdenken oder auch relativieren. Diese Fähigkeit zur Negation wird uns noch beschäftigen. Sie ist der göttliche Abstandhalter, zu dem uns der biblische Monotheismus verholfen hat. Seit Einstein wissen auch die

Physiker, dass die Zeit tatsächlich weit über den Käfig unserer Vorstellungskraft hinausragt. Dennoch kann ihr kein Mensch im Ernst entkommen.

Dass diese Abwesenheit der alles vernichtenden pfeilgerichteten Zeit nicht nur denkbar, sondern sogar eine umgreifende Realität sein soll, diese Transgression installiert jeder Priester in jeder Messe, wenn er die Wandlungsworte spricht: „Hoc est enim corpus meum“, „Das ist mein Leib“. Für den Ungläubigen ist dies Hokusfokus, für den Gläubigen der Grund seiner Hoffnung auf Ewigkeit, die Befreiung von tödlicher Endlichkeit.

Die Messe erzeugt im eucharistischen Hochgebet eine Gegenwärtigkeit, die der Zeit enthoben ist. Sie setzt das ganze Heilsgeschehen, das mit der Person Christi verbunden ist, in ein finales Präsens, mitten in der Strömung des Gewöhnlichen. So ist die Messe die Installation schlechthin, mit der die mögliche Abwesenheit der Zeit, besser die Auferstehung aus der Zeit, ausgerufen wird. Muss daher ihre Form ebenfalls überzeitlich sein?

Für diese Sicht plädiert jedenfalls Martin Mosebach in seinem vorüberlegten Statement zu Beginn des Frankfurter Gesprächs. Viele Indizien sprechen dafür, dass sein Buch „Die Häresie der Formlosigkeit“ der Auslöser für jenes „Motu proprio“ war, den Erlass, mit dem Benedikt XVI. den Versuch macht, den „Geist der Liturgie“ in seiner Kirche wiederzubeleben. Ihn hatte Joseph Ratzinger zuletzt in einer gleichnamigen Publikation im Jahr 2000 beschworen. Vor dem Entschluss des Papstes, mit der Aufwertung der alten

Messe die Aufmerksamkeit auf die Liturgie überhaupt zu lenken, stand der Erfolg des Buches von Martin Mosebach. Wann hätte je ein Buch eine solche Rolle gespielt? Benedikt XVI. wird registriert haben, dass ein Titel, der in einem kaum bekannten Verlag (Karolinger) erschienen war, ohne Werbekampagne einen ungewöhnlichen Verkaufserfolg hatte. Mit einem neuen Vorwort versehen, ist „Die Häresie der Formlosigkeit“ inzwischen bei der siebten Auflage angelangt. Robert Spaemann bemerkt: „Dass wir in Deutschland das Thema auf der Tagesordnung haben, ist im Wesentlichen Mosebachs Verdienst ...“

Dass einer der ersten Schriftsteller seiner Zeit sich um die Messe kümmert, ist keine Marotte. Der Kritiker Edo Reents riskiert in seinem Nachruf auf Walter Kempowski (FAZ vom 6.10.2007) eine Antwort auf die Frage, was einen Menschen zum Schriftsteller mache. Für ihn ist Literatur die Erinnerungsleistung „... die jeder Verzeitlichung, der alles Menschliche unterworfen ist, entgegenwirken soll“. Demnach wären der Büchner-Preisträger und literarische Zeitanwalt Mosebach und Martin Mosebach als Zeitanwalt in seinem Einsatz für die Form der Messe tatsächlich ein und derselbe. Durch sein Werk den Rahmen der Zeit zu sprengen, wäre für einen Künstler in seinen Augen ein „durch Anmaßung und Größenwahn bedrohtes Vorhaben“. In Bezug auf die Messe ist es sein Credo.

Natürlich provoziert ein solches Plädoyer Gegnerschaften. Die binnenkirchliche Szene ist in ihren Gesinnungsbruder- und -schwesternschaften oft noch binär codiert und teilt die

Welt in zwei Lager ein, das der Progressiv-„Liberalen“ und das der konservativen Befürworter einer „Rolle rückwärts“. Letzteren wird nachgesagt, sie seien von nostalgischen Gefühlen ergriffen, mit denen sie vorkonziliare Verhältnisse herbeiwünschten. Auch der Vorwurf, es handele sich um bloßen Ästhetizismus, den weltflüchtigen Schönheitsdurst einer intellektuellen Elite, ist oft zu hören. Für die bekennenden „Liberalen“ ist Mosebachs Buch ein kirchenpolitisches Unglück.

Andere sind hin- und hergerissen. Viele seiner Leser, die in ihrer Kirche engagiert sind, stimmen zu und lehnen ab. Sie kommen ins Grübeln und teilen immerhin die Analyse, mit der Mosebach die animierte Encounter-Welt der Familiengottesdienste und die banalisierende Vernichtung des Rituals beschreibt. Seine Konsequenz, die Rückkehr zur traditionellen vorkonziliaren Form der Messe, ist für sie unrealistisch oder auch gar nicht wünschenswert. Soll ein Kirchenvolk, das alltags in einem Strom von grellen Daten und Bildern schwimmt, in einer herausgesprengten sonntäglichen Stunde nicht auch den Anschluss an die „Sorgen dieser Welt“ finden können? Wo beginnt die Weltflucht? Und wo schafft sich der Christ sein Widerlager für den Weltwiderstand, den er in sich aufladen muss, um in der Spur Jesu zu gehen?

Hin- und hergerissen waren auch die Professoren und Liturgiewissenschaftler Arnold Angenendt und Albert Gerhards, die Partner auf dem Frankfurter Podium. Sie können mit Recht darauf verweisen, dass Mosebachs